Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Charakterbilder aus der deutschen Restaurationsliteratur. Rahel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Charakterbilder aus der deutschen Restaurationsliteratur.

Rahel.

(geboren 1771, gestorben 1833.)

Wir sind in Deutschland mehr als anderwärts daran gewöhnt, diejenigen zu überschätzen, die sich mit der Tendenz begnügen, und weil sie niemals etwas vollenden, weder in logischer Deduction, noch in darstellender Gestaltung, sich im Unendlichen bewegen können. Darum sind wir bei Frauen sehr bald geneigt, zu bewundern und anzustaunen, wo wir nur etwas über das Gewöhnliche hinausgeführt werden. Gedanken, deren Vermittelung wir nicht kennen, überraschen und bewegen uns wie Inspirationen, und je weniger wir uns in dem Kreise unsrer eigenen Ideen sicher fühlen, desto wehrloser trifft uns jeder Schlag einer Paradoxie, eines Aphorism. Kein Volk kennt so viel aphoristische Schriftsteller, als Deutschland; und zwar meinen wir hier Aphorismen im strengsten Sinne, d. h. aus dem Zusammenhang gerissene, unvollständige, durch eine besondere, uns nicht bezeichnete Stimmung gefärbte und daher nur halb verständliche Gedanken, nicht etwa Aphorismen in dem Sinn eines Pascal oder Larochefaucould, die, wenn auch in prägnanter Form, und in der Regel in der Form des Witzes, doch einen in sich abgeschlossenen, allgemein giltigen Gedanken ausdrücken. Man vergißt dabei, daß es leichter ist, Contraste lebhaft zu empfinden und wiederzugeben, als sie einer geordneten Lösung zuzuführen, daß also jede Gestaltungskraft, sei es nun wissenschaftliche oder künstlerische, unendlich höher steht, als die zerstreute Eingebung, mit wie viel Geist sie auch verknüpft sein mag.

Wenn wir diese Betrachtungen auf Rahel anwenden, so wollen wir nur die Grenzen bezeichnen, über die wir in der literarischen Anerkennung dieser außerordentlichen Frau nicht hinausgehn dürfen; keineswegs aber ihren wirklichen, sehr hohen Werth schmälern. Sie als Schriftstellerin z. B. über Frau v. Staël oder

über die G. Sand stellen zu wollen, wie es die deutsche Pietät zuweilen gewollt hat, ist eine unverzeihliche Thorheit; denn was den Schriftsteller eigentlich macht, die Gabe der Form, der Vollendung, scheint ihr vollständig gefehlt zu haben. Sie sagt einmal in ihrem gewöhnlichen Lapidarstyl: „Ich bin kein Dichter, weil ich nie seicht bin." Es liegt in dieser anscheinenden Paradoxie etwas Richtiges, denn der Dichter wie der Künstler überhaupt muß Vieles ganz technisch arbeiten, wie der Handwerker. Der Aristokratie des Geistes dagegen, wie sie uns in dem Kreise der Rahel entgegentritt, ist diese triviale Beschäftigung nicht vornehm genug. Rahel giebt uns eigentlich auch nicht einmal vollständige Gedanken, sondern nur den feinsten Parfum des Denkens. Das imponirt, aber es ist ein Mangel.

Allein wir dürfen nicht vergessen, daß sie in klaren oder instinctiven Bewußtsein dieses Mangels auch niemals daran gedacht hat, etwas für die Oeffentlichkeit zu arbeiten. Was uns von ihr aufbehalten ist, sind Briefe, zerstreute Tagebuchblätter und Aehnliches, und um uns daraus ein vollständiges Bild von ihren Gaben zusammenzusetzen, fehlt uns die Kenntniß der einzelnen Beziehungen. Bei ihrer nervösen Natur ist sie jeder Stimmung leicht zugänglich. Sie bezeichnet in der Regel zu Anfang jedes Briefes die Witterung, um seine Färbung zu motiviren, und gewöhnt auch ihre Freunde, dasselbe zu thun! So müssen wir ihre Ideen immer nicht als einen klaren, bewußten Ausdruck ihres Geistes, sondern nur als einen modificirten, gebrochenen betrachten. Wir dürfen es nicht einmal mit ihren Gefühlen, namentlich wo die Trauer einen witzigen Ausdruck annimmt, zu ernst nehmen. Trotz dem stößt uns darin so Vieles auf, was das Wesen der Sache trifft, und die Grundlage des Gemüths und der Vernunft bleibt in allem scheinbaren Wechsel so beständig, daß wir es Herrn v. Varnhagen, ihrem Gemahl, nur Dank wissen können, uns diese merkwürdigen Blätter mitgetheilt zu haben. Was die reich begabte Frau in anderer Beziehung war, ihr inneres Gemüthleben, ihre Schicksale, wenn man eine Reihe von Empfindungen und Stimmungen so nennen will, geht uns hier weniger an. Wir sehen in ihr nur den bedeutenden und charakteristischen Ausdruck einer Literaturperiode, die auf die Entwickelung Deutschlands von dem größten Einfluß gewesen ist. Die deutsche Nation ist in unsrem Jahrhundert vorzugsweise durch Goethe gebildet worden. Der Cultus dieses Dichters ist hauptsächlich durch die Frauen vermittelt, und unter diesen dürfte sich keine Rahel an die Seite stellen.

Daß dieser in Abgötterei ausartende Cultus seine sehr bedenklichen, ja seine offenbar verderblichen Seiten gehabt hat, wird man mehr und mehr einsehen. Darüber darf man aber nicht vergessen, daß selbst in dem Uebermaß jener Pietät etwas Schönes lag; denn wir mögen Goethe so leidenschaftlich angreifen, als wir wollen, — und wir müssen es thun, denn das Ganze der Nation steht uns höher, als eine einzelne, wenn auch noch so schöne Blüthe derselben, und diese

Nation kann nur dadurch erstarken, daß sie sich jener Abgötterei entreißt — so viel bleibt auf der andern Seite ausgemacht, daß Goethe's Dichtung das Vollendetste war, was die deutsche Nation hervorgebracht hat, und daß wir sie um so wärmer lieben mußten, je stärker insgeheim das Gefühl in uns wurde, daß diese Schönheit hektischer Natur war.

Die Schönheit, so wie die Krankhaftigkeit der Goethe'schen Dichtung läßt sich vielleicht am deutlichsten in seiner Grundtendenz zusammenfassen, aus dem individuellen Leben ein Kunstwerk zu machen und alle Kraft seines Geistes auf die Verklärung des individuellen Lebens zu wenden. Unter der Herrschaft einer Philosophie, die das individuelle Leben harten, verknöcherten Begriffen aufopfern wollte, mußte diese Reaction der Individualität als ein Werk der Befreiung von der Nation mit Jubel begrüßt werden, und namentlich von den Frauen, deren innerste Natur sich in der Idee der „schönen Seele" verklärte. Aber jetzt sind wir von jener Philosophie befreit, und wir müssen nunmehr begreifen, daß jene Verherrlichung des individuellen Lebens nichts ist, als der feinste Epikuräismus, der die Kraft alles allgemeinen Lebens untergräbt. So lange gerade bei den besten und vollkommensten Geistern der Nation noch jene Goethischen Bilder herrschen, noch jene einseitige Sehnsucht schön zu leben und höchstens durch Resignation sich mit der Tragik der Verhältnisse abzufinden, so lange bleibt Deutschland eine unproductive Nation, die keiner Elasticität, keines historischen Aufschwungs fähig ist.

Die halleschen Jahrbücher brachten bei Gelegenheit der von Schlesier gesammelten Gentz'schen Schriften einen sehr lesenswerthen Artikel: „Gentz und das Princip der Genußsucht." Der Artikel war von Ludwig Rellstab. Er hob gerade in dem Briefwechsel mit Rahel sehr scharfsinnig die Stellen hervor, in denen es sich zeigte, wie dieser verfeinerte Pietismus, diese geistreich liebenswürdige Schönseligkeit, die aus dem Leben ein Kunstwerk, also ein Spiel, ein isolirtes Traumdasein machen wollte, in ernsten Verhältnissen zum Abscheulichsten führen könnte. Denn wo man jede Natur mit ihrem eigenen Maßstab mißt, wird der edle Zorn der Gerechtigkeit abgeschwächt; man findet auch in dem fein gebildeten Schlemmer, der selbst in seinen Ausschweifungen nicht gemein und trivial wird, eine innere Harmonie und vergißt daran zu denken, daß die Weltbegebenheiten, die er in den Kreis seines schönen Lebens zieht, ein ganz anderes Ansehn gewinnen, wenn man sie im ernsten Licht der Wirklichkeit betrachtet. Eine Frau von so edler Gemüthsanlage und so hellem klarem Verstande wie Rahel konnte diesen Menschen, nachdem er für schnödes Gold seine Principien verrathen und sich der rohesten Tyrannei verkauft hatte, noch mit voller Seele lieben und verehren, nicht mit jener exceptionellen, instinctartigen Liebe, die blind ist, sondern mit jener ästhetischen Befriedigung, die das Ganze eines individuellen Lebens gelten läßt, weil es ein Ganzes ist. Eine solche Verirrung des Rechtsgefühls bei einer edlen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natur ist ein bedenkliches Zeichen für die Berechtigung der Bildungsform, der sie angehört.

Und wir können nicht läugnen, daß etwas von dieser Krankhaftigkeit durch den ganzen Briefwechsel geht. Dieses beständige Staunen vor sich selbst, dieser unbefangene regellose Cultus alles Individuellen, diese Sucht, jeden Augenblick etwas Bedeutendes, Vollendetes zu empfinden und zu denken, ist nicht nur an sich unschön, es schadet auch der Wahrheit der Empfindungen und Anschauungen. Dieses beständige Verklären des Unbedeutenden, dieses Vergeistigen der zufälligen Natur, dieser beständige Wechsel zwischen leidenschaftlicher Entsagung und gelassener Hitze, dieses raffinirte Beobachten der eigenen Zustände, die man künstlich hervorbringt, um etwas zu beobachten zu haben, stört in den Briefen Rahel's eben so, wie in denen ihrer Freundinnen. So schreibt unter anderen Caroline v. Humboldt, die Gemahlin Wilhelm's v. Humboldt, indem sie ihre Kinder schildert: „Theodor ist das liebenswürdigste Kind, das ich je gesehen; er ist ganz dick und recht eigentlich fett, und sieht doch schlank aus; sein Gesichtchen hat einen schönen Ausdruck von Fröhlichkeit, und doch deutet der Blick in seinem Auge auf etwas Tieferes, sein Auge ist, als schaute man in den Himmel, das Weiße darin ist ganz blau und der Augapfel braun u. s. w." — Hier ist doch recht eigentlich jedes Wort gemacht. So schreibt einmal die Gräfin Caroline v. Schlaberndorf an Rahel: „Daß Sie unglücklich sind, habe ich tief gefühlt u. s. w."; „wenigstens will ich mich bestreben, wahr zu sein, um weder Sie, noch mich selbst zu täuschen, wenn ich auch gegenwärtig noch nicht genau den Standpunkt anzugeben weiß, der uns beiden in dem Verhältniß der Freundschaft angehört." Das ist ja eine wahre calculatorische Auffassung der Freundschaft. So sind alle diese Personen, ein reicher gewählter Kreis des Umgangs, unermüdlich geschäftig, was der Andere gesagt hat, zu kritisiren, es entweder göttlich, oder himmlisch, oder unschuldig, oder entsetzlich zu finden, und die Antwort wieder auf jenen Standpunkt des Göttlichen ꝛc. hinaufzuschrauben. Wirklich in der Sache sind diese schönen Seelen niemals; sie schauen nur in sich selbst, und das führt endlich unvermeidlich zum Selbstbetrug.

Wenn man meinen sollte, die Art und Weise, wie ein exclusiver Kreis unter einander verkehrte, dürfe die Literaturgeschichte nichts angehen, so wäre das doch einseitig. Zwar hat die Schlegel'sche Schule durch ihre Schriften sehr viel dazu beigetragen, jene oben charakterisirte Empfindungsweise im Publicum und unter den jungen Schriftstellern zu verbreiten, allein einerseits würden ihre Bemühungen ganz ohne Erfolg geblieben sein, wenn ihnen nicht ein befreundetes und wesentlich derselben Richtung angehörendes Element in der Gesellschaft entgegengekommen wäre; andererseits wurden sie durch eben jene Kreise inspirirt und bestimmt. Obgleich die deutsche Literatur in den späteren Jahren zum Theil in demokratische Hände gekommen ist, geht sie doch eigentlich von der Aristokratie aus. Goethe's Poesie mußte zuerst in den exclusiven Cirkeln nach allen Seiten hin empfunden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und durchgedacht werden, ehe sie so zubereitet sich auf die übrigen Schichten des Volks ausdehnen konnte. Daher hat sie auch später immer eine Tendenz nach dem vornehmen Wesen gehabt, und selbst jene Schriftsteller, die mit allem Bestehenden reinen Tisch zu machen schienen, Heine an der Spitze, haben vorzugsweise für die Aristokratie geschrieben.

Der ideelle Mittelpunkt dieser abgeschlossenen Welt der Kunst, Weimar und Jena, reichte für die Propaganda nicht aus. Wir müssen Berlin als denjenigen Ort bezeichnen, wo die eigentliche Wirksamkeit der Schule begann; und zwar waren es vorzugsweise die Gesellschaften der reichen Juden, die ihren Kindern eine weit über das gewöhnliche Niveau hinausreichende Erziehung zu Theil werden ließen, in denen jene Schöngeister sich versammelten. Es ist darüber neuerdings ein lehrreiches Buch erschienen: „Das Leben der Henriette Herz, von Fürst," welches wir seiner Zeit besprochen haben. Man lernt daraus, wie die Gegensätze sich neutralisirten, wie die junge Aristokratie, den Prinzen Louis Ferdinand an der Spitze, sich mit dem Kreise der Geistreichen zusammenfand und auf ihn eben so einwirkte, wie seinen Einfluß empfing. Prinz Louis Ferdinand ist auf unsre Literatur von nicht unbedeutendem Einfluß gewesen. Einem Fürsten, der durch seinen Stand in allzu enge sittliche Traditionen gezwängt ist, sieht man den Bruch dieser Verhältnisse gern nach, wenn er mit vornehmer Grazie ausgeführt wird. Das wirkt dann wieder auf die sittlichen Begriffe der bürgerlichen Kreise zurück, mit denen er sich zusammenfindet. Wir sehen die Maitressen des Prinzen sich ganz ungenirt und ebenbürtig in jenen Kreisen bewegen, und es wird über jene exceptionellen sittlichen Verhältnisse gedacht und empfunden, als wenn sie der einfache Ausdruck der menschlichen Natur wären. So bringt denn auch Gentz, der angehende Diplomat, und nach ihm die übrigen Diplomaten, ihr der bürgerlichen Welt sonst entgegengesetztes ästhetisch-moralisches Bewußtsein unbefangen an's Tageslicht, und es wird dadurch eine Sophistik des Herzens, ein Raffinement der Empfindung und eine Virtuosität in Stimmungen und Leidenschaften genährt, in welcher das ätzende Wesen der jüdischen Bildung ein nicht unwesentliches Moment war, und welches allein das Erscheinen und die Verbreitung solcher Bücher, wie Schlegel's Lucinde, begreiflich macht. Wo die Individualität sich selber so anbetet, daß sie jede Regung in sich verachtet, die mit den gewöhnlichen Begriffen der übrigen Menschen etwas gemein hat, kann man sich wohl denken, daß ein so auffallend nüchterner Mensch, wie A. W. Schlegel, auf solche Begriffe gerieth, wie die, welche er in seinen Berliner Vorlesungen vor einem gemischten Publicum 1802 entwickelte. Da war ihm selbst der Katholicismus, auf den er sonst in poetischer Beziehung sehr viel hielt, nicht mehr gut genug. Er empfahl seinen Damen, nach Indien zu pilgern, wo man wenigstens noch Spuren der echten Religion finden könne, für welche das europäische Klima sich unfähig erwiesen habe. Man muß nicht glauben, daß die Gardelieutenants im Gefolge

des Prinzen mit Ernst, Naivetät und Andacht sich diesen Vorstellungen gefügt hätten; sie amusirten sich darin, und erzählten nachher die wunderbaren Dinge, die sie gehört hatten, weiter, nicht um Propaganda zu machen, sondern um ihren minder gebildeten Standesgenossen zu imponiren. Auch in dem Verhalten des Prinzen zu jenen Kreisen ist doch immer etwas Herablassung. Er läßt sich mit ihnen in die allerintimsten Herzensverhältnisse ein, aber er bleibt doch immer der vornehme Herr, der sich in diesen bürgerlichen Sphären mit vollkommener Bequemlichkeit bewegt, und jedesmal den Ton anschlägt, den er haben will.

Wir haben vor einiger Zeit das Buch der Fanny Lewald über diesen Gegenstand besprochen, in welchem eine gewisse abscheuliche Wahrheit nicht zu verkennen ist. Spaßhaft ist es nur, wie die demokratische Schriftstellerin sich für den Prinzen begeistert, von dessen Gardelieutenantsempfindung sie doch Dinge erzählt, die jedem echten Demokraten Entsetzen einflößen müßten. Aber in einem andern Buche finden wir das Leben jener Tage, freilich sehr stark idealisirt, interessanter wiedergegeben. Es sind die Memoiren des Freiherrn von S—a, welche im Jahr 1815 erschienen und entweder von Woltmann, oder seiner Frau herrühren, einer intimen Freundin der Rahel. Wir kennen kein Buch, in welchem der Goethe-Cultus so auf die Spitze getrieben wäre, und zwar ohne jene Excentricität des Gefühls, die uns in Rahel's und Bettinens Briefen entgegentritt. Goethe wird in allen Dingen als vollkommen dargestellt, die ganze übrige deutsche Literatur in das Reich der Barbarei geworfen, und namentlich Schiller alles dramatische Talent abgesprochen. Die Auffassung ist von einer unerhörten Einseitigkeit; aber sie ist mit viel Geist und Feinheit durchgeführt und gar nicht im Sinn der romantischen Schule. Als Summe alles Genies im Dichter wird die Kraft dargestellt, durchaus individuelle menschliche Gestalten zu schaffen und darzustellen. Dieses Princip wird auch auf das Leben angewendet, und zwar mit Grazie und Anmuth. Es ist zwar kein abgeschlossener Roman, aber die einzelnen Figuren und Situationen aus den Jahren 1805 und 1806 werden uns in feinen Umrissen und in geschickter Färbung vorgeführt. Das Buch hat damals für Goethe sehr viel gewirkt; es ist seit der Zeit fast ganz in Vergessenheit gerathen, nicht ganz mit Recht, denn es enthält namentlich über Literatur viel verständigere Bemerkungen, als die sämmtlichen Kritiken der Schlegel.

Daß der Kreis der Rahel nicht ganz in die romantischen Tendenzen seiner Jenenser Freunde aufging, zeigen uns einzelne sehr verständige Bemerkungen. So sagt einmal einer der geistvollsten Männer dieses Kreises, Alexander v. d. Marwitz, ein Officier, der 1813 fiel, über Friedrich Schlegel: „Neben der gewissenlosesten Ungründlichkeit und einer ekelhaften Befangenheit in bornirten Vorurtheilen hat er doch große und geistreiche Blicke .... Er ist nur vorn erträglich; je weiter er zu dem Ende kommt, desto alberner wird seine Befangenheit, desto unredlicher seine Ignoranz, denn aus bloßem Vorurtheil weiß er Manches

geradezu nicht, hat instinctartig darüber weggesehen, das ist aber Gewissenlosigkeit." — Noch schärfer spricht sich derselbe über Adam Müller aus, einen der Lieblinge der Schule, einen höchst schädlichen Menschen: „Er ist ein unechter, lügenhafter Gesell, bei dem échauffement die Stelle der Begeisterung und hin- und herschweifende gemeine Witzigkeit die Stelle des strengen Denkens vertreten muß. Alles liegt in seinem Kopf chaotisch durch einander, und wird er den einen leuchtenden Punkt auffinden, der diese verworrene Masse seiner Ansichten zu einem organischen Ganzen ordnen könnte. Dazu ist er zu faul, zu irreligiös. Und welcher Tumult in der Darstellung! Wo man erwartet, daß er den Grundstein seines Gebäudes legen werde, da schweift er ab zu allerlei Auseinandersetzungen, die darum unverständlich sind, weil sie ganz am Ende einer Reihe liegen, deren erste Glieder nicht gegeben sind. Wo er gründlich widerlegen soll, da spaßt er, und wie unedel, unmilde, unsicher, wie pöbelhaft zuweilen. An Talent fehlt es ihm nicht, aber seines kleinlichen Gemüths halber dringt er nicht ein in den Kern der Sache, denn statt sich dieser zu ergeben, denkt er überall nur an die vornehme Rolle, die er vor Zuhörern und Zeitgenossen spielen soll. Daher die Hohlheit und die pfuschernde Unsicherheit seiner Ansichten, die Unzahl schiefer, verfehlter und ganz nichtssagender Ausdrücke .... Wenn er nichts Anderes findet, um seine Perioden voll zu machen, so greift er ungescheut zum offenbaren Unsinn ..... Er hat Eingebungen zu Vergleichen, aber während er das Aehnliche der Dinge und Verhältnisse auffindet, sieht er das Unähnliche nicht, denn er ist ganz ohne Scharfsinn. Darum reiht er einfache und complicirte Erscheinungen in dieselbe Kategorie und verwirrt das Gemüth des Lesers auf eine ganz unglaubliche Weise. Mir ist er widerwärtig, nicht blos wegen seines Unzusammenhangs, seiner Faulheit, seiner rhapsodischen Willkür, sondern auch wegen seiner enormen Dürftigkeit, seiner unausstehlichen Breite, mit der er ein Paar Grundgedanken ewig wiederkäut, seiner Unbekanntschaft mit der Geschichte, die es ihm neben seiner Steifheit unmöglich macht, sein Buch mit echtem und reichem Leben zu erfüllen." — Man kann nicht richtiger und treffender urtheilen. Und mit ähnlicher Freiheit bewegt sich auch Rahel, die instinctartig die Schädlichkeit des romantischen Princips fast überall herauserkennt, wenn sie auch zuweilen selber darin befangen ist. Wie schön und treffend würdigt sie Lessing! „Lessing wollen sie mit aller Gewalt vergessen, weil seine Recensionen nicht sentimental waren und er nicht immer das Genie recensirte, analysirte, das hohe Menschliche heraussuchte und bewies, daß das Genie ein Genie ist, — sondern das Kunstwerk vornahm, aufstellte, mit Gründen tadelte oder für das alte Lob welche zeigte, den Forderungen sichere Grenzen steckte und mit richtendem Blick und enthusiastischem Beifall das Genie sie erreichen sah und seine Genialität in Ruhe ließ." — Es ist das eine erschöpfende Verurtheilung der ganzen romantischen Kritik. So äußert sie sich auch einmal sehr treffend über Tieck's „Phantasus": „Daraus habe

ich ganz etwas Neues erfahren, daß man die klügsten, ja feinsten Dinge sagen und über jede Gebühr langweilig dabei sein kann. Dialoge sind schon das Schwerste .... Dieses fortfließende Leben mit seinen unendlichen Voraussetzungen, durch die kleinsten, aber bestimmendsten Züge kenntlich gemacht, gelingt nur dem lebhaftesten, gründlichsten, leichtesten Bemerker, wenn er die Gabe des Beurtheilens während der Vertheilung derselben in seinen Werken auf's Höchste besitzt. Nun kommt Tieck mit roh zusammengestoppelten Reden und Gegenreden, ohne alle Situation, als die willkürlichste, die mir weder Ort, noch Menschen, noch Lage zeigt; diese armen Phantasmagoren gehen in eben solchen Gegenden spazieren und reden mich wahrlich todt. Der einzige Trost ist, wenn man nach ihren allseitigen Behauptungen, von denen Tieck selbst nicht weiß, ob sie Scherz oder Ernst sein sollen, und wenn er Recht giebt, Athem schöpft und sich gratulirt, nicht auch solche geschwätzige Tage mit den Herren und Damen verleben zu müssen! Ich müßte toll werden in den Sälen, Gärten, bei den Wasserfällen und Brunnen; bei den leblosen Scherzen!" — — Auch in ihren enthusiastischen Urtheilen über Goethe ist doch immer ein ganz anderer Sinn, als in den stofflosen Apotheosen der Schlegel. In einem Urtheil über Wilhelm Meister spricht sie den Kern der Goethe'schen Poesie vortrefflich aus, und wenn sie ihn auch unbedingt gelten läßt, während wir ihn nur in gewissen Grenzen anerkennen, so ist doch wenigstens die Sache selbst charakteristisch bezeichnet. „Das ganze Buch ist für mich nur ein Gewächs, um den Kern als Text darum gewachsen, der im Buche selbst vorkommt und also lautet: „O wie sonderbar ist es, daß den Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" .... Mit einem Zauberschlage hat Goethe durch das Buch die ganze Prosa unsres infamen kleinen Lebens festgehalten und uns noch anständig genug vorgehalten .... An Theater mußte er, an Kunst und auch an Schwindelei den Bürger verweisen, der sein Elend fühlte und sich nicht mit Werther tödten wollte... Dieses Netz von Witz, in dem uns die Götter hier gefangen halten, in welchem wir errathen, toben, arbeiten, beten müssen, und durchschauen und durchgreifen können .... Das ist nicht tragisch, was andere Moralisten zeigen, wie man sich selbst schadet, was man vermeiden könnte, wie man sich Unglück zuzieht, wie man mit den Göttern wählen sollte, und nicht ohne sie, wie innerer Friede schätzenswerther, als anderes Gewünschtes sei; tragisch ist das, was wir durchaus nicht verstehen, worein wir uns ergeben müssen, welches keine Klugheit, keine Weisheit zerstören, noch vermeiden kann, wohin unsre innerste Natur uns treibt, reißt, lockt, unvermeidlich führt und hält; wenn dies uns zerstört und wir mit der Frage sitzen bleiben: warum? warum mir das, warum ich dazu gemacht? und aller Geist und alle Kraft nur dazu dient, die Zerstörung zu fassen, zu fühlen oder sich über sie zu zerstreuen .... Darum finde ich in Goethe's Tasso das tragischste Ereigniß. Ganz seiner innersten Natur zuwider muß er sich am Ende an den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halten, der ihm der Abscheulichste ist. Im Kampfe mit der Seligkeit seines Herzens überwunden sie fahren lassen und endlich, um das Vernünftige zu ergreifen, die Seele nach der unnatürlichsten Lage hinrenken." —

Die einzelnen Personen des Kreises, dessen productive Zeit bis zum Tode des Prinzen Louis Ferdinand reicht, weil später eigentlich nur noch die Traditionen festgehalten wurden, hat Varnhagen in seiner „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang" (1836) gezeichnet. Es waren außer dem Prinzen, Gentz und Marwitz, die Gräfin Schlaberndorf, eine hochgesinnte Frau voll stolzen Weltschmerzes und in psychologischem Raffinement aufgewachsen (starb 1833); Henriette Mendelssohn, Schlegel's Schwägerin; die Gemahlin Wilhelm's v. Humboldt, die Herz; in einiger Beziehung stand auch die schöne Herzogin Dorothea von Kurland, die sich fast regelmäßig den Winter in Berlin aufhielt, und ihre Schwester Elise von der Recke; Caroline von Woltmann und einige Andere. Unter den Männern zeichneten sich aus der Fürst von Ligne, Wilhelm v. Burgsdorf, ein märkischer Edelmann, der Major Gualtieri, der Maler Hans Genelli, eine Reihe von Charakteren, die, nach ihren Briefen zu schließen, sich alle wenigstens durch irgend eine geistige Seite auszeichneten; dann die bekannten Tieck, Schlegel, Fouqué, der in sehr hohem Ansehen stand und in dessen Sigurd Rahel eine der größten dramatischen Dichtungen zu finden glaubte; Heinrich v. Kleist, Wilhelm Neumann u. s. w. Die meisten dieser Männer widmeten Rahel eine ganz unbedingte Huldigung und folgten ihr als einem Leitstern. Bei jüngeren Männern, wie Varnhagen, der die zwölf Jahr ältere Frau 1814 heirathete, verstand sich das von selbst.

Die Männer, welche dem Kreise seine Richtung gaben, waren Schleiermacher und Fichte. Es ist das eigentlich eine sonderbare Zusammenstellung. Man wird nicht leicht zwei Schriftsteller finden, die einen so unbedingten Gegensatz bildeten. In Schleiermacher findet sich doctrinair ausgesprochen, was Goethe in seiner Poesie praktisch durchführte: die unbedingte Heiligung des Individuellen, der Cultus der Eigenthümlichkeit, die Umwandlung des Lebens in ein Kunstwerk, welchem Zweck sich sogar die Religion fügen mußte. Schleiermacher war mit seiner zugleich unendlich anregenden und unendlich receptiven Natur vorzugsweise für die Frauen gemacht. Seine Reden über die Religion, seine Monologe und seine Weihnachtsfeier sind eben so viel Apologien des weiblichen Wesens. — Fichte dagegen ist ein metaphysischer Revolutionair, der seiner Idee zu Liebe ohne alle Barmherzigkeit alles Individuelle zu Boden schlägt; und doch nennt ihn Rahel beständig ihren Herrn und Meister, das zweite Auge Deutschlands neben Goethe. Wie das zusammenhängt, läßt sich nicht recht ausmachen, vielleicht war es der religiöse Anstrich seines Enthusiasmus, der trotz seiner Unbestimmtheit einem weiblichen Herzen imponirte. Er war mit seinen Prophezeiungen einer neuen Religion im Einverständniß mit den Romantikern, wenn er sich auch ein

ganz anderes Ziel vor Augen stellte, und in diesem Sinn ist es zu verstehen, wenn Rahel (1810) sagt: „Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange angehalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewußte Anhalten mit eigensinnigem leerem Bewußtsein vollführt wird, und wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht." — Die Abneigung gegen das Christenthum war ein wesentliches Moment der damaligen Romantik, trotz ihrer spätern Bekehrung; Rahel spricht sich noch ein anderes Mal über die Verkehrtheit aus, den religiösen Idealismus auf den Begriff der Sinne zu basiren.

Bei der Vorliebe für Fichte sollte man sich eigentlich über die immer wieder hervortretende Abneigung gegen Schiller wundern, der doch im Princip mit Fichte auf einem Boden steht. Charakteristisch ist es, was sie einmal über Schiller's ideale Figuren sagt: „Thekla ist ganz und gar nur die tragische Gurli, beide ohne Knochen, Muskeln und Mark, ganz ohne menschliche Anatomie; so bewegen sie sich auch, wo gar keine menschlichen Glieder sind, mir aber zum Erstaunen mit dem Beifall des ganzen deutschen Publicums. Eben fällt mir aber nach langen Jahren Wunderns ein, daß sich die Leute eben daran ergötzen, diese bei natürlicher Gliederung nicht hervorzubringenden Bewegungen zu sehen, und bei diesem ihrer Moral *schmeichelnden* Schauspiele der gesunden menschlichen Organisation vergessen." — Aber ganz das Nämliche würde von Fichte's Moralphilosophie gelten. In philosophischen Dingen war sie aber überhaupt toleranter, als in poetischen. Sie sagt einmal, als sie auf Spinoza zu sprechen kommt: „Mir kommt immer vor, als sagten alle Philosophen dasselbe, wenn sie nicht seicht sind. Sie machen sich andre Terminologien, und den Unterschied finde ich nur darin, daß sich jeder bei einem andern Nichtwissen beruhigt, entweder aus einem solchen seine Deductionen anfängt, oder sie dahin führt, oder, weniger streng, es mit drunter laufen läßt." — Darin hat sie vollkommen Recht, nur daß jenes Nichtwissen auch der positiven Richtung des philosophischen Geistes einen bestimmten Charakter giebt.

Mit Jean Paul, der in derselben Zeit bei den Berliner Damen der gefeierte Liebling war, hat Rahel wenig zu thun gehabt; er war ihr zu weichlich. In dem Briefwechsel findet sich ein auffallend verrückter Brief, in welchem er sie anbetet. Eben so zuwider war ihr die Staël, deren schnelle, hastige Compositionsgabe ihrem unendlich nach Ruhe lechzenden Gemüth unerträglich wurde. Wir wollen noch anführen, daß sie unter den früheren Schriftstellern in der Paradoxie des Denkens und Empfindens Hamann am nächsten stehen dürfte, und daß sie selber auf Börne, den Zögling ihrer Freundin Henriette Herz, trotz seiner abweichenden Form einen sehr entschiedenen Einfluß ausgeübt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schluß wollen wir noch die Ansicht der merkwürdigen Frau über das gegenwärtige Zeitalter anführen: „Es ist eine wunderliche und wirklich mystische Zeit, in der wir leben. Was sich den Sinnen zeigt, ist kraftlos, unfähig, ja heillos verdorben; aber es fahren Blitze durch die Gemüther, es geschehen Vorbedeutungen, es wandeln Gedanken durch die Zeit, es zeigen sich wie Gespenster in mystischen Augenblicken dem tiefern Sinn, die auf eine plötzliche Umwandelung, auf eine Revolution aller Dinge deuten, wo alles Frühere so verschwunden sein wird, wie nach einem Erdbeben in der ganzen Erde, während die Vulkane und entsetzlichen Ruinen eine neue Frische emporheben, und der Mittelpunkt dieser Umgestaltung wird doch Deutschland sein, mit seinem großen Bewußtsein, seinem noch fähigen und gerade jetzt keimenden Herzen, seiner sonderbaren Jugend."

Ein deutsch-amerikanisches Auswandererschiff.

2.

Fünf Wochen auf See machen den Landman nicht zum Seaman, aber sie vertreiben die leidige Krankheit und rufen die verlorene Heiterkeit zurück. Das waren schöne Tage und noch schönere Abende, als das Schiff dem Wendekreise des Krebses sich näherte, und das Auge sich bemühte, jene Inseln zu erspähen, welche ihren Entdecker zum glücklichsten der Sterblichen machten. Eine Woche vorher war der Aufenthalt in unsrem Steerage wegen der erstickenden Ausdünstungen nichts weniger als angenehm gewesen, und noch einige Zeit zurück trieb uns die dumpfige Atmosphäre, vereinigt mit der Kälte der europäischen Decembertage hinauf auf das Verdeck, wo uns Wind, Wetter und ein noch höherer Grad von Kälte mit offenen Armen empfingen; aber es war eine Umarmung ohne Herzlichkeit, sie wurde daher nur mit Kälte erwiedert, und nicht lange darauf machte sich der Eine und dann der Andere los und schlich hinab in sein dunkeles Versteck, um die vermißte Wärme im Bette zu suchen, und, wenn möglich, auch die Ungemüthlichkeit zu verschlafen. Nach und nach wurde die Kälte geringer, aber die Ausdünstung stieg zu einer fast unerträglichen Hitze. Unser Capitain, der bisher nur leblose Waaren an Bord geführt, hatte nicht die nöthige Erfahrung, welche ihn über die Abhilfe dieser Uebel hätte belehren können. In dieser Noth, die noch durch den Zuspruch von allerhand ungebetenen Gästen vermehrt wurde, kamen die Vernünftigeren der Steerage-Passagiere auf den Einfall, ihre Behausung zu scheuern; das Mittel half; der Dunst verminderte sich in einem so hohen Grade, daß das Scheuern zum Gesetz erhoben wurde, und daß nun auch die Bewohner des Zwischendecks gezwungen wurden, dieselbe Methode der Reinigung